

Dasselbe ist anders

Vom Wandel der familialen Alltagsarbeit

Maria S. Rerrich, geb. 1952 in München, Studium der Soziologie an der Universität München, danach Mitarbeit in mehreren Forschungsprojekten an den Universitäten München und Bamberg, zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Sozialpsychologie am Institut für Psychologie der Universität München. Forschungsschwerpunkte der letzten Jahre: Mutterschaft, Vaterschaft und die historische Entwicklung von Normen und Realität des Familienalltags.

Zentralheizung und Waschmaschine, Staubsauger und Kühlschrank, Flaschennahrung und Papierwindeln - diese und andere Standardrequisiten moderner Familien haben die Alltagsarbeit in einem Ausmaß von physischer Belastung befreit, von dem unsere Großeltern nur hätten träumen können. Dennoch wäre es falsch, deshalb behaupten zu wollen, die Arbeit, die heute in den Familien verrichtet wird, sei einfacher geworden. Familiäre Alltagsarbeit heute ist vor allem *anders* als noch vor wenigen Jahrzehnten.

Die Veränderungen der Arbeit, die in den Familien verrichtet wird, lassen sich auf mindestens drei Ebenen angeben: zum einen betreffen sie die Strukturen, in denen sie stattfindet; zum zweiten die Ansprüche der Familienmitglieder an diese Arbeit; und schließlich die Umwelt, in der sie heute lokalisiert ist. Im folgenden sollen einige der beobachtbaren Entwicklungen auf diesen drei Ebenen skizziert werden, um anschließend danach zu fragen, inwieweit Familienpolitik heute diesen veränderten Gegebenheiten Rechnung trägt.

Aber zunächst einmal: Was ist gemeint mit dem Begriff „familiale Alltagsarbeit“? Darunter sind selbstverständlich all die Tätigkeiten zu fassen, die man im alltäglichen Sprachgebrauch als Hausarbeit bezeichnet, beispielsweise Kochen, Waschen, Putzen. Aber auch die folgenden Tätigkeiten, die für die Familie und von der Familie erledigt werden müssen, gehören dazu: die Tochter zum Zahnarzt fahren und vom Tennisunterricht abholen, die Formulare beim Wohnungsamt besorgen und ausfüllen, die Großmutter besuchen und ihr helfen den Brief des Vermieters zu interpretieren, Dekorationen für die Weihnachtsfeier des Kindergartens basteln...

Wie aus diesen Beispielen deutlich wird, umfaßt der Begriff „familiale Alltagsarbeit“ ausdrücklich *auch* Tätigkeiten, die über die Grenzen des Familienhaushaltes hinweg (etwa für ältere Angehörige) erledigt werden; er bezeichnet *auch* Tätigkeiten, die im Alltagsverständnis meist nicht als Arbeit, sondern einfach als Familienleben erlebt werden. Charakteristisch für familiäre Alltagsarbeit ist, daß sie sich eben nicht auf Einzelverrichtungen redu-

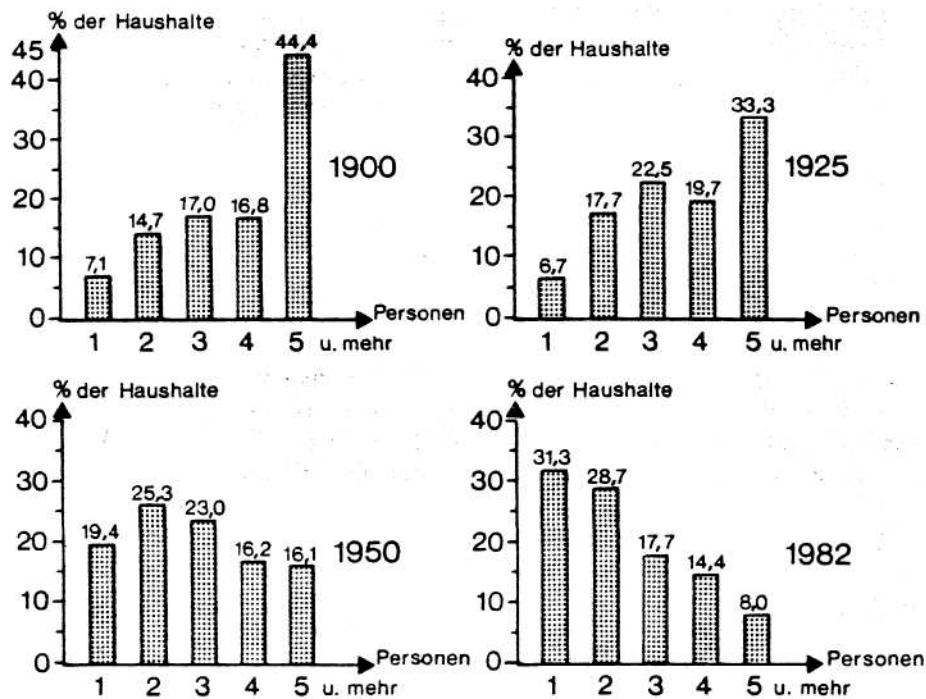
zieren läßt, sondern das Leben der Arbeitenden in seiner Gesamtheit berührt. Kennzeichnend ist für sie ferner, daß sie zum allergrößten Teil unentgeltlich von Frauen verrichtet wird*, von Ehefrauen für ihre Männer, von Müttern für die Kinder, von Töchtern und Schwiegertöchtern für die alten Eltern und Schwiegereltern.

Von der Familie zu den Familien -
gewandelte Familienstrukturen verändern die Alltagsarbeit

Inwiefern ist familiäre Alltagsarbeit in den letzten Jahren und Jahrzehnten anders geworden? Allein schon die Veränderungen der Familienstrukturen haben zu einem gravierenden Wandel geführt. Wie aus der folgenden Abbildung deutlich wird, nimmt der Anteil der Haushalte, die aus nur ein oder zwei Personen bestehen, vor allem seit 1950 zu und beträgt heute rund 60 Prozent.

Abb. 1

Haushaltsgrößen



Quelle: Statistisches Bundesamt (Hg.): Datenreport 1985, Bonn 1985, S. 45.

Bei einer Momentaufnahme sind heute nur in jedem zweiten Haushalt überhaupt Kinder zu versorgen, das heißt: nur jeder zweite Haushalt ist ein „Familienhaushalt“, wie wir den Begriff im Alltagssprachgebrauch benutzen.

Sieht man die demographischen Daten für den Bereich Ehe und Familie für die letzten Jahrzehnte durch, so wird deutlich, daß hierfür das kumulative Zusammentreffen mehrerer Entwicklungen verantwortlich ist:

- Es wird weniger geheiratet, dagegen wächst die Scheidungsziffer. Man schätzt, daß in der Bundesrepublik von den nach 1970 geschlossenen Ehen jede vierte, von den nach 1980 geschlossenen Ehen jede dritte geschieden wird.¹
- Die Anzahl der Ehepaare ohne Kinder nimmt zu. Nach neueren Untersuchungen werden aus ungefähr 22 Prozent aller derzeit bestehenden Ehen keine Kinder hervorgehen.²
- Das veränderte generative Verhalten bewirkt, daß inzwischen die Hälfte aller Ehen nur ein Kind oder kein Kind hervorbringt. Inzwischen ist nicht mehr das Einzelkind der „Sonderfall“, sondern das Kind mit mehr als einem Geschwister.³
- Die Zahl der Alleinerziehenden steigt. Derzeit leben rund 1,3 Millionen Kinder bei alleinerziehenden Müttern oder Vätern.
- Mit den zurückgehenden Kinderzahlen verändert sich die Altersschichtung der Bevölkerung: das Altern der Bevölkerung setzt sich fort. 1983 war bereits über ein Fünftel der Bevölkerung älter als 60 Jahre. Diese Altersumschichtung ist zu Recht als „zweifelloso eine der massivsten der gesellschaftlichen Veränderungen, die sich vor unseren Augen abspielen“ bezeichnet worden.⁴

Betrachtet man diese hier nur grob skizzierten Tendenzen aus der Perspektive der Individuen, so wird deutlich, daß sich die Rahmenbedingungen für die Verrichtung familialer Alltagsarbeit drastisch gewandelt haben. „Traditionelles“ Familienleben - das Zusammenleben von einem Ehepaar mit seinen unmündigen Kindern - ist immer stärker zu einer von mehreren Möglichkeiten der Lebensführung geworden. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung entscheidet sich zwar nach wie vor irgendwann einmal im Lauf des Lebens für die Familie mit Kind(ern). Aber auch für sie ist mit den veränderten strukturellen Bedingungen das Leben in der Familie mit Kindern immer stärker zu einer emotional zwar zentralen, de facto aber vorübergehenden Lebensphase geworden. Wie aus der folgenden Abbildung deutlich wird, ist damit eine völlig veränderte biographische Situation insbesondere für Frauen gegeben. Während eine Frau noch vor rund hundert Jahren damit rechnen konnte, daß die Verrichtung familialer Alltagsarbeit für sie eine

1 E. Beck-Gernsheim: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft. In: J. Berger (Hg.): Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4, Göttingen 1986, S. 209.

2 Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung: Grunddaten zur Familie in Bayern 1972 -1982, München 1983, S. 280 f.

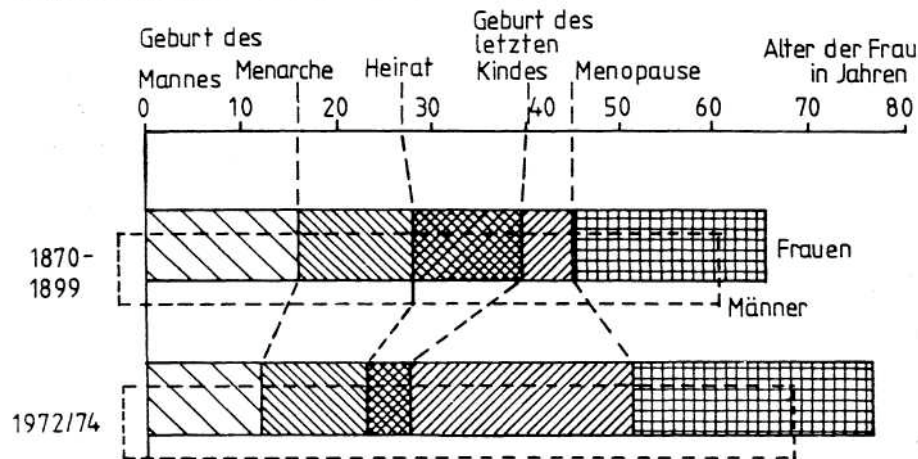
3 J. Schumacher, R. Vollmer: Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozesse im Familiensystem. In: K.-O. Hondrich (Hg.): Soziale Differenzierung. Langzeitanalysen zum Wandel von Politik, Arbeit und Familie. Frankfurt/New York 1982, S. 274.

4 M. Kohli: Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: J. Berger (Hg.): Die Moderne - Kontinuität und Zäsuren. Soziale Welt, Sonderband 4, Göttingen 1986, S. 193.

lebenslange Perspektive abgeben würde, hat eine Frau heute im Durchschnitt 25 Jahre nach der Geburt ihres letzten Kindes immer noch ein Drittel ihres Lebens vor sich.

Abb. 2

Vergleich typischer Lebensverläufe von Ehepaaren um 1880 und 1970



Quelle A. Imhoff, Die gewonnenen Jahre, München 1981, S. 168.

Aber nicht nur im Hinblick auf die Gestaltung der Lebensplanung greifen diese demographischen Verschiebungen in die Familie hinein. Auch die ganz konkreten Verrichtungen des Alltags bleiben davon nicht unberührt. Wer Arbeit für und mit Kindern erledigt, ist dazu gezwungen, dies in einer Umgebung zu tun, die gleichermaßen von Normen und Verhaltensweisen, Bedürfnissen und Alltagsgewohnheiten derjenigen geprägt ist, die derzeit keine Kinder zu versorgen haben. In den Fällen, in denen familiäre Alltagsarbeit die Mitversorgung der älteren Generation umfaßt, geschieht das in aller Regel über die Grenzen des eigenen Haushalts hinweg.

Gestiegene Erziehungsansprüche und neue Lebensansprüche von Frauen treffen zusammen

Zugleich haben sich in den letzten Jahrzehnten die Vorstellungen davon, was einen „angemessenen“ Versorgungsstandard für die Familienmitglieder ausmacht, grundlegend gewandelt. War es in der Zeit vor dem Wirtschaftswunder keine Seltenheit, daß Kinder nicht nur das Zimmer, sondern auch ihr Bett mit einem Geschwister teilen mußten, so verfügen heute vier von fünf Kindern über ein eigenes Kinderzimmer.

Dieses Beispiel steht für eine generelle Tendenz: die historisch unvergleichliche Steigerung des Lebensstandards der Haushalte und Familien in den Jahrzehnten seit der Gründung der Bundesrepublik. Es ist ohne Zweifel

richtig, daß die Familie mit Kindern gegenüber den Kinderlosen heute ökonomisch benachteiligt ist. Aber auch die Krisenerscheinungen der letzten Jahre ändern nichts an dem allgemeinen Trend. Gemessen an zurückliegenden Generationen findet Familienleben heute in materiell sehr privilegiertem Rahmen statt.

Mit dem erhöhten Lebensstandard werden freilich auch neue Normen etabliert, die die „Minimalansprüche“ familialer Leistungen betreffen. Galten noch vor wenigen Jahren Skikurs und Zahnspange, Nachhilfestunden und Musikunterricht als Privileg der Kinder der oberen Mittelschicht, so werden diese Leistungen immer stärker zur Begleiterscheinung der Durchschnitts-kindheit.⁵ Anders gesagt: Kinder können diese Leistungen heute von ihren Eltern „erwarten“, und Eltern erwarten von sich, daß sie ihren Kindern dies und noch einiges mehr bieten können. In einer Gesellschaft, in der die Urlaubsreise ebenso zum selbstverständlichen Bestandteil der Alltagskultur geworden ist wie die Teilhabe an einer kostspieligen Freizeitgestaltung, fühlen sich Familien zu Recht diskriminiert, wenn sie auf diese Selbstverständlichkeiten verzichten sollen.

Die erhöhten Ansprüche beziehen sich aber bei weitem nicht nur auf die materielle Seite von Familie. Sie betreffen auch die schwerer zu messende familiäre Alltagsarbeit der Mütter. Hat die Arbeit der Mutter in der Vergangenheit gleichgewichtig Hausarbeit im engeren Sinn als auch Erziehungsarbeit bedeutet, so verlagerte sich in den letzten Jahrzehnten der Schwerpunkt eindeutig zugunsten der unmittelbaren Beschäftigung mit Kindern. Es fand eine Akzentverschiebung dahingehend statt, daß weniger direkte Versorgung, weniger Aufwand für die Herstellung der haushälterischen Rahmenbedingungen von Familie betrieben wurde. Stattdessen stiegen die Ansprüche an Erziehung und wurde die sogenannte „Beziehungsarbeit“ deutlich intensiviert.

Spätestens mit dem Siegeszug des Fernsehens erreichte die Pädagogisierung und Psychologisierung der Kindheit auch die untersten Gesellschaftsschichten. Empirische Untersuchungen stellen fest, daß selbst die Unterschichtfamilien der Trabantenstadt Erziehungsprobleme auf der Höhe der pädagogischen Diskussion schildern.⁶ Paradoxe Weise lassen sich Mütter und Väter heute stärker als früher für das Verhalten ihrer Kinder verantwortlich machen, obwohl sie weniger denn je beeinflussen können, wie sich ihre Kinder entwickeln.

Die Intensivierung der „Beziehungsarbeit“ verleiht der familialen Alltagsarbeit nicht zuletzt deshalb auch eine neue Qualität, weil sie mit veränderten Erziehungshaltungen ganz generell einhergeht. Wie vielfach nachgewiesen, ist das Erziehungsklima in den deutschen Familien in den letzten Jahrzehnten spürbar liberaler geworden. Ohne die nach wie vor existierenden autoritären,

⁵ K. Wahl, G., Tüllmann, M. Honig, L. Gravenhorst: Familien sind anders! Reinbek 1980.

⁶ Vgl. K. Wahl et al.: a.a.O.

ja gewaltförmigen Strukturen in manchen Familien bestreiten zu wollen, kann als allgemeine Tendenz festgestellt werden: In der Mehrheit der Familien spielen Gehorsam und Unterordnung der Kinder eine weniger bedeutsame Rolle, während Selbstentfaltung und Respekt vor der Person des Kindes an Bedeutung zunehmen. Die vorherrschende Norm heißt heute, auf eine Formel gebracht: weniger Erziehung des Kindes, mehr Beziehung zum Kind. Dort, wo dem Kind eine „mächtigere“ Rolle in der Familie eingeräumt wird, entsteht freilich Arbeit für die Eltern, insbesondere für die Mutter als wichtigste Bezugsperson im Alltag. Wo etwa die schlechte Schulnote nicht zur Ohrfeige, sondern zu noch intensiverer Hausaufgabenbetreuung führt, verändert sich die Belastungsstruktur familialer Alltagsarbeit.

Begleitet werden die veränderten Erziehungsansprüche von einer qualitativen Veränderung der wichtigsten Ressource familialer Arbeit. Gemeint ist die Bereitschaft der Frauen, im „Dasein für andere“ den ausschließlichen Dreh- und Angelpunkt ihrer Identität zu sehen. Zwar verrichten Frauen nach wie vor - das zeigen alle Zeitbudgetstudien der letzten Jahre - unverändert den Löwenanteil der Arbeit in der Familie, ob für Kinder, Kranke oder Alte. Aber unübersehbar ist dennoch, wie Frauen aller Schichten im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht nur immer stärker Ansprüche formulieren auf ein Stück „eigenes Leben“ jenseits des unmittelbaren Zugriffs von Familie, sondern auch versuchen, dieses Stück eigenes Leben tatsächlich Realität werden zu lassen.⁷ Als wichtigster Indikator hierfür wird in aller Regel der Anstieg der Erwerbstätigkeit der verheirateten Frauen und Mütter angeführt. Fast noch wichtiger ist ein Befund, der nicht aus der amtlichen Statistik, sondern in empirischen Studien zum Ausdruck kommt, nämlich der veränderte Stellenwert des Außerfamilialen im Bewußtsein von Frauen, insbesondere von Frauen der jüngeren Generation. Ehefrauen und Mütter *sind* heute nicht nur stärker in Bereiche außerhalb des familialen Bezugsrahmens einbezogen, sie *bemühen sich aktiv* darum, ihr Leben entsprechend einzurichten. Falls ein völliger Ausstieg aus der Erwerbsarbeit geplant wird, so wird er seitens der Subjekte immer stärker auf die Phase der Erziehung kleiner Kinder zu begrenzen versucht. An diesem veränderten Anspruchsniveau hat - zumindest bisher - auch die anhaltend hohe Erwerbslosigkeit der achtziger Jahre nichts ändern können.

Damit ist freilich eine Konfliktsituation gegeben, für die sich derzeit keine Lösung abzeichnet. Die erhöhten Ansprüche an familiäre Erziehung (deren Träger ja nicht zuletzt die Mütter selbst sind) kollidieren mit Wünschen nach einer veränderten Gesamtgestaltung des weiblichen Lebenszusammenhangs, die Ausdruck gewandelter struktureller Rahmenbedingungen sind. Manches spricht dafür, daß die bisher beobachtbaren politischen Auswirkungen dieser Konfliktsituation nur ein erster Anfang gewesen sind.

⁷ Vgl. zu dieser Entwicklung ausführlich E. Beck-Gernsheim: Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf „ein Stück eigenes Leben“. In: Soziale Welt 34, 1983, S. 307 - 340 ff.

Veränderte Familienarbeit in einer veränderten Umwelt

Wenn das Dorf und die Stadt der achtziger Jahre völlig anders aussehen als das Dorf und die Stadt vor einer Generation, so ist damit *auch* gesagt, daß sich dadurch die Umwelt, in der familiäre Alltagsarbeit verrichtet wird, drastisch gewandelt hat. Beim ersten Hinsehen scheint zwar einiges dafür zu sprechen, daß die unmittelbare Lebenswelt familienfreundlicher geworden ist. Denn das hat es alles früher nicht gegeben: die Krabbelstuben und Abenteuerspielplätze, die zahlreichen Erziehungsberatungsstellen und die ambulanten Hilfen für Senioren. Mit großem finanziellen Aufwand werden öffentliche Kampagnen wie „ein Herz für Kinder“ ins Leben gerufen, und derartige Kampagnen finden breite Unterstützung. Wie bereits erwähnt, ist die Bereitschaft, sich mit pädagogischen Fragen zu beschäftigen gestiegen, so daß auf der Ebene der Individuen eine Zunahme der Sensibilität für die Bedürfnisse von Kindern eher wahrscheinlich erscheint als die Zunahme von Kinderfeindlichkeit.

Beim zweiten Hinsehen ist es aber dennoch angemessen, von einer Zunahme der Kinder- und Familienfeindlichkeit zu sprechen - und zwar nicht als individuelle Einstellung, sondern als strukturelles Merkmal der Lebenswelt von Familien. In dem Maße, in dem die „instrumentelle Vernunft“ immer mehr Bereiche des Alltags bestimmt, entsteht Familienfeindlichkeit - nicht aus Absicht, eher als unvorhergesehener oder zumindest tolerierter Nebeneffekt des gesellschaftlichen „Fortschritts“. Christel Schachtner spricht von der „Kolonisierung des gesamten Alltags durch die instrumentelle Vernunft.“ Sie schreibt: „Verbunden mit dieser Kolonisierung ist der Triumph des Eindeutigen, des Linearen, des Formalen und Standardisierten. Abgedrängt wird - da nur noch als Störfall interpretierbar - das Ungebändigte, Unberechenbare, Uneindeutige, Bewegliche, Überraschende, Zufällige, das Vielfältige und Nicht-Planbare“.⁸

Unberechenbar, beweglich, überraschend - so sind kleine Kinder nun einmal. Je stärker sich die Gesellschaft in Richtung technische Perfektion, reibungsloses Funktionieren, ökonomische Effizienz bewegt, desto stärker müssen Kinder, aber auch Kranke und alte Menschen als „störend“ wahrgenommen werden, weil sie immer weniger in diese Umwelt „passen“.

Die notwendige Begleiterscheinung einer sich immer stärker durchsetzenden instrumentellen Vernunft ist das Zurückdrängen von Kindern, Kranken und Alten in eigens für sie geschaffene Reservate, mitsamt der Personen, die für ihre Betreuung zuständig sind. Erst in einer Gesellschaft, deren Straßen und Plätze vom Auto beherrscht sind, entsteht die Notwendigkeit von Abenteuerspielplätzen. Damit wird aber auch die familiäre Arbeit intensiviert - Spielplätze sind de facto nicht nur „Kinder-“, sondern auch „Mütterreservate“.

⁸ Ch. Schachtner: Über den (un)aufhaltsamen Aufstieg der instrumentellen Vernunft oder: Wo bleibt die Lebendigkeit? Vortrag auf der Tagung „Naturwissenschaften und Technik- doch Frauensache?“ vom 30.11. — 3.12.1986 im Deutschen Museum. Unveröffentlichtes Manuskript, München 1986, S. 8.

Die Zunahme der strukturellen Familienfeindlichkeit betrifft keineswegs nur die Wohnumwelt der Familien. Zahlreiche Veränderungen des alltäglichen Lebens in Richtung Rationalisierung und technische Perfektion haben die familiäre Alltagsarbeit erschwert: überall dort, wo der gesunde, rationale Erwachsene zum einzigen Bezugspunkt einer organisatorischen Neuerung gemacht wurde. Am Bahnhof, wo der Gepäckträger durch die Rollwagen ersetzt wurde, die man erst lange suchen muß; in der Straßenbahn, wo der Ticketautomat zwar Fahrscheine entwertet, nicht aber beim Anheben des Kinderwagens mithelfen kann; im Supermarkt und Kaufhaus, wo keine Schranke mehr die neugierigen Kinder von den verlockenden Angeboten trennt und keine „Tante Emma“ mehr darüber Bescheid weiß, was ein Erstkläßler vom Einkauf mitbringen soll - an all diesen und an vielen anderen Orten haben technische „Verbesserungen“ der letzten Jahre das Leben mit Kindern komplizierter gemacht.

Schwieriger zu beschreiben, aber in der Konsequenz vermutlich noch bedeutender ist eine andere Auswirkung der sich immer stärker durchsetzenden instrumentellen Vernunft: der Sozialisierungseffekt, der dadurch eintritt, daß das gesamte gesellschaftliche und öffentliche Leben den Prinzipien des Gerichtet-Seins, des planvollen Tuns, des Handelns nach Maximen der Zeit- und Kostenökonomie gehorcht. Je stärker diese Prinzipien die öffentliche Alleinherrschaft übernehmen, desto psychisch belastender wird es für die einzelnen, das Nicht-Gerichtete, Hilflose, Umwegige, Sperrige auszuhalten. Wir werden ungeduldig, wenn die alte Frau an der Kasse etwas länger braucht, um ihre Münzen aus der Geldbörse herauszukramen - auch dann, wenn es nicht eilt. Zappelige Kinder im Restaurant stören unser Gespräch - auch dann, wenn es ziemlich belanglos war.

Dieser Sozialisierungseffekt berührt die Arbeit in der Familie ganz unmittelbar. Eine ihrer zentralen Aufgaben besteht nämlich genau darin, Nischen für das Sperrige, für die Noch-nicht-Effizienten und die Nicht-mehr-Effizienten aufrechtzuerhalten: für kleine Kinder, Kranke und Alte. Wenn familiäre Arbeit mehr sein soll als die bloße Versorgung der Familienmitglieder mit dem Lebensnotwendigen, dann sperrt sich ihre „innere Logik“ an vielen Punkten dagegen, daß sie effizient abgehakt, zwischen zwei Terminen erledigt wird.

Traditionell waren es die Frauen, zu deren Aufgabe es gehörte, eine Atmosphäre des Zeit-Habens und Füreinander-Daseins herzustellen und zu verteidigen. Sie mußten die Geduld aufbringen, warten zu können, bis sich das kleine Kind langsam und tolpatschig die Welt erobert, und nach wie vor sind es die Frauen, die dafür verantwortlich sind, familiäre Arbeit, die einem anderen Tempo - der zyklischen Zeit, der Urzeit - gehorcht, zu erledigen. Aber die lineare Zeit - der Zeitmodus der Planung und Effizienz, die Uhrzeit - überformt immer mehr Bereiche von Familie und greift auch immer stärker in das Leben von Frauen ein. Mit den gravierenden Veränderungen im Leben von Frauen - mit ihrem massiven Eintritt in Ausbildungs- und Lohnarbeitsverhält-

nisse, mit gewandelten Ausbildungsinhalten und der Rationalisierung vieler Lebensbereiche, ist der Zeitmodus der Frauen längst nicht mehr nur die zyklische Zeit. Lineare Zeit ist schon lange *auch* Frauen-Zeit geworden. Damit gehört zu den Aufgaben der Frauen nunmehr nicht nur weiterhin die Herstellung und Verteidigung der familialen Rhythmen, sondern die Koordination von Urzeit und Uhrzeit - nicht zuletzt für die eigene Person. Wo die unterschiedlichen Rhythmen krass aufeinandertreffen, kann der Übergang vom einen Tempo zum anderen wie der Übergang vom 100-Meter-Sprint zum Seiltanz und zurück erlebt werden. Sich-Zeit-Nehmen und Warten-Können werden zu einer immer knapperen Ressource.

Störfälle willkommen! Eine mögliche Maxime für Familienpolitik?

Eine Familienpolitik, welche die Arbeit für Kinder, Kranke, Behinderte und Alte als öffentliches Anliegen und geteilte Verantwortung aller begreift, hätte Konsequenzen, die weit über den klassischen Einflußbereich des Familienministeriums hinausreichen. Sie beinhaltet die Berücksichtigung familialer Interessen in *allen* gesellschaftlichen Bereichen und ginge nicht auf in Einzelmaßnahmen wie Erziehungsgeld und Familienlastenausgleich. „Störfälle willkommen“ könnte die Devise einer Familienpolitik sein, die sich zum Ziel setzt „an den Kathedralen der instrumentellen Vernunft zu rütteln“ (Schachtner).

Das freilich ist gewissermaßen das „große Programm“. Was tun bis dahin? Welche kleinen und machbaren Schritte ließen sich angeben, wie könnten *heute* kleinere und größere Erleichterungen für die familiäre Alltagsarbeit aussehen?

Antworten zu diesen bescheideneren Fragen, Anregungen für das „kleine Programm“, sind in den letzten Jahren häufig, fast zu häufig formuliert worden. Zu häufig deshalb, weil Wissenschaftler/innen manchmal von einer eigentümlichen Betriebsblindheit befallen werden, ihre Thesen und Ideen immer weiterentwickeln und modifizieren - ungeachtet der Tatsache, daß kaum erste Ansätze für die Realisierung ihrer wohlgemeinten Vorschläge in der Wirklichkeit zu erkennen sind. Was ist nicht alles geschrieben worden, über Gesamtschule und neue Wohnformen, über die Lockerung des Zusammenhangs von Existenzsicherung und Arbeitsmarkteteiligung, über neue Arbeitszeitmodelle und Umgestaltung der Berufsarbeit? Anstatt den längst vorhandenen Konzepten und Vorschlägen weitere hinzuzufügen, möchte ich *einen* abschließenden Gedanken formulieren.

Vielleicht bedarf es für familienpolitische Maßnahmen, die veränderten Familienstrukturen und dem veränderten Anspruchsniveau von Frauen Rechnung tragen, derzeit weder einer weiteren Kommission noch einer weiteren wissenschaftlichen Untersuchung. Stattdessen ist es möglicherweise wichtiger zu betonen, daß ungleichgewichtige Machtstrukturen und politisches Kalkül die Verwirklichung längst vorhandener Konzepte verhindern. Erst wenn Frauen (und jene Männer, die Familie nicht nur haben, sondern auch leben)

die gesellschaftliche Macht besitzen, die es ihnen erlaubt, die Strukturen von Beruf und Hausarbeit, von Öffentlichkeit und Nachbarschaft nach ihren Bedürfnissen und den Bedürfnissen ihrer Angehörigen zu gestalten, kann sich zeigen, wie weit sich bereits vorhandene Ideen und Vorschläge in der Praxis bewähren.